

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

R e g e n t s c h a f t

Philipps II. Herzogs von Orleans,

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

IV. B u c h.

Ordinarius

1711

1711

1711

1711

1711

1711

1711

1) Fort
Einfus
wehrei
Eitten.
Fall.

Inhalt des IV. Buchs.

1) Fortsetzung der Schilderung des spanischen Hofes; Einfluß der von den Spaniern gefaßten Königin. 2) Gewohnheiten und tägliche Gebräuche dieses Hofes; seine Sitten. 3) Alberoni bekommt Stockprügel. 4) Dessen Fall.

I.

Fortsetzung der Schilderung des spanischen
Hofs; Einfluß der von den Spaniern
gehaßten Königin.

Außer den besonderen Feindseligkeiten und Spaltungen, die der Ehrgeiz an den Höfen erregt, herrschte an dem Madrider Hof auch noch ein Nationalhaß. Die Königin hatte in allen Angelegenheiten, bei Ernennungen und Gnadenaustheilungen ein starkes Gewicht; und wenn sie auch gleich der Annahme ihrer Begünstigten nicht immer gewiß war, so konnte sie doch diejenigen ausschließen, welche ihr mißfielen. Ihr gewisser und unverletzlicher Credit war im Innern, so wie im Ausland, allgemein bekannt.

Sie war eine Italienerin, Alberoni ein Italiener; und beide regierten vereint, wie die verstorbene Königin mit der Prinzessin von Ursini. Sie hatten lauter Italiener an den Hof und in militairische Dienste gezogen.

Das Bedürfniß, die spanische Nation zu schonen, die Erkennlichkeit, welche man ihrer, in den verzweifeltesten Unfällen bewiesenen Treue, ihrem ganz ausgezeichneten Beistand, durch den sie Philipp dem V. zweimal die Krone erhielt, schuldig war, dauerte fast bis zum Tode dieser Königin, welche von den Spaniern wegen ihres rechtschaffenen und liebenswürdigen Betragens geliebt und fast angebetet wurde.

Nach

Nach ihrem Tode, lebte der König ganz einsam in dem Hotel von Medina Celi mit der Prinzessin von Ursini. Er sah den ganzen Tag niemand, außer ihr, und hie und da eine von den 7 bis 8 von ihr hiezu, mit Ausschluß aller andern, gewählten Personen. Diese lösten sie ab, durften auch den König auf der Jagd und auf dem Spaziergange begleiten; denn auf sie konnte sie sich sicher verlassen. Die Gefahren waren vorüber; sie regierte allein, unumschränkt, öffentlich und ohne Einsprüche.

Der Titel Hoheit, welchen sie sich eben so wie dem Herzog von Vendôme beigelegt hatte, reizte die Wuth der Spanier aufs höchste, und ihr Haß gegen sie brach, ungeachtet ihrer ganzen Macht, von allen Seiten gegen sie aus. Die Rücksichten, die man zu nehmen gehabt hatte, hörten mit dem Kriege auf; die Prinzessin von Ursini wußte den König dahin zu bringen, daß er den verstorbenen König von Frankreich, den sie beleidigte, und der ihr Verderben wurde, nicht mehr fürchtete. Sie erwiderte den Haß der Spanier mit Haß, der aber von ihrer Seite allmächtig war. Die zweite Vermählung des Königs von Spanien war ihr Werk, darüber war in Spanien so wie anderer Orten kein Zweifel. Sie war sogar froh darüber; allein die Folge war, daß diese zweite Vermählung den Spaniern mißfiel. Da sie aus andern Gründen dem Staat und dem Hause nicht sehr vortheilhaft war, so wurde sie es eben so wenig für die Person der neuen Königin. Sogar der, durch ihre Ankunft beschleunigte Fall der Prinzessin von Ursini konnte die Spanier nicht mit der Königin versöhnen. Noch viel weniger versöhnte sie sich mit den Spaniern; denn sie konnte es ihnen nie verzeihen, daß ihre Vermählung ihnen mißfiel.

Man hat gesehen, wie sie sich gleich bei ihrer Ankunft des Königs von Spanien bemächtigte, und wie dieß bald nachher auch dem Alberoni, durch sie, und mit ihr gelang. Zwischen Alberoni's Erscheinung, bis zu dem höchsten Grad seiner Macht, blieb den Spaniern gerade so viel Zeit, daß sie die Freiheit hatten, ihn für einen Erdschwamm, der durch eine, ihnen schon verhaßte, Hand zum Wachsthum getrieben worden sey, zu erklären. Als die Unterdrückung sie zu reden abhielt, waren ihre Empfindungen desto stärker.

Bei dem Fall der Prinzessin von Ursini wurden sie zwar laut; allein auch dieser Fall war das Werk der Königin, die dadurch nur noch mächtiger und unumschränkter wurde. Sie liebten sie daher eben so wenig als vorher, und dieß war auch so sehr ihr eigener Wille, daß sie einen so günstigen Umstand, wodurch sie sich die Spanier hätte näher bringen können, nicht einmal benutzen wollte.

Es ist unglaublich, wie weit dieser gegenseitige Widerwillen ging. Wenn sie mit dem König auf den Fischfang oder auf die Jagd ging, schrie das Volk und die Bürger in ihren Duden ohne Aufhören: Es lebe der König und die Savoyerin! und die Savoyerin! und aus vollem Halse wiederholten sie beständig: Die Savoyerin. Dieses war die verstorbene Königin. Damit man sie nicht mißverstehen konnte, wurde nie: Es lebe die Königin! gerufen. Die Königin that, als ob ihr dieß gleichgültig sey; allein man sah wohl, daß sie äußerst aufgebracht darüber war, und sich nicht daran gewöhnen konnte. Sie gestand auch ganz frei, und hat mir mehrere male gesagt: Die Spanier lieben mich nicht; ich hasse sie aber auch sehr. Und dieß sagte sie in einem zornigen und gereizten Tone.

Es gab deswegen aber doch Personen, denen sie gewogen war; nur wenige: Unter diese gehörte Santa Cruz,

Cruz, die Gräfin von Altamire, Montigo und noch einige wenige. Gegen Manche betrug sie sich auch gut, ja sogar vertraulich und freundlich wegen ihres Amtes und Rangs; gegen den Herzog von Arco zum Beispiel, weil ihm der König gewogen war. Unter den damaligen Umständen behandelte sie auch die Franzosen, denen sie im Herzen nicht wohl wollte, dennoch gut. Sie liebte bloß die unter ihrer Protection stehenden, und gegen die Spanier cabalirenden Italiener. Auch die Flamänder schlossen sich an diese an, um der Königin zu gefallen, und aus eingewurzeltm Widerwillen ihrer Nation gegen die spanische. Alle dortigen Zeländer, sowohl Offiziere, als andere Herren von Stande und Civilpersonen hingen wieder jenen an, obgleich der Herzog von Ormond, und der Marquis von Jede, in denen sich beide Nationen vereinigten, mit der Königin und den Spaniern gut standen.

Auch Spanier waren unter der Partei der Königin, doch nur sehr wenige; sie vereinigten sich mit der italienischen Cabale, eben so wie der noch ganz junge Montigo, wie Mirabal der Gouverneur von Castilien ic., entweder um ihr Glück dadurch zu machen, oder weil sie noch dem österreichischen Hause anhängen. Die Spanier begegneten diesen Italienern, und nach ihnen den Flamändern mit Haß, Stolz, Verachtung, und dem höchsten Abscheu; sie duldeten die Zeländer; und in Rücksicht auf die Franzosen hielten sie sich aus Achtung für den König, der die spanische Nation sehr liebte, zurück. Auch machte dieß noch einen Unterschied, daß viele Männer von den beiden ersten Nationen ihnen bei Aemtern, Glücks- und Ehrenstellen, oder andern bedeutenden Plätzen, im Wege standen, was bei den beiden übrigen nicht der Fall war, weil unter diesen keiner war, der sich mit ihnen gleich stellen konnte. Außerdem machten die

Franzosen, welche dort wohnhaft waren, keine bedeutende Anzahl aus.

Cañus war der einzige, welcher sein Glück suchte; er war mehr Soldat als Hofmann, und nicht verheirathet; hatte den Orden des goldenen Vlieses, und die Absicht, General-Lieutenant einer Provinz und Armee zu werden. Dieß gelang ihm wirklich; er stieg sogar bis zur Grandezza, und zur Vice-Königschaft von Peru. Allein dieß war nur ein einziger Mann.

Was den Herzog von Liria betrifft, so hatte dieser sich mit beiden Theilen zu vertragen gewußt; er galt für einen gebornen Spanier, weil seine Frau in Spanien ein Erbgut hatte. Die italienischen und flamändischen Edelleute hingegen hatten nichts als ihre Titel, Aemter und Stellen, ohne einen Daumen breit Landes; Liria aber besaß nur in Spanien Landgüter, und konnte nirgends sonst ein Glück erwarten.

Die beiden Cabalen, die spanische innerhalb ihrer eigenen Pfähle, die fremde aber unter dem Panier der Königin versammelt, machten übrigens kein Aufsehen, und zeigten sich im Ausland gar nicht thätig. Allein im Innern lauerten sie beständig auf einander. Ihr Haß, Neid und Eifersucht verursachte beständige Bewegungen. Die Königin konnte, bei ihrer Lebensweise, nicht immer von allem benachrichtigt werden; die unbedeutenderen Dinge entgingen ihr, weil die Staats-Secretairs, und die Mitglieder des Conseils und der Junta's alle Spanier waren, und weil die vornehmen Spanier doch bei dem König Zutritt hatten, so sehr sich dieser auch verschloß. Denn dieser Monarch achtete sie, und gab ihnen nach seinem Herzen und nach seiner Neigung einen großen Vorzug vor jeder andern Nation, die französische ausgenommen, gegen welche er sich nur aus Rücksicht für die spanische

sche zurückhaltend zeigte. Die Königin wußte dieß auch wohl, und that ihm hierin oft vielen Zwang an.

II.

Tägliche Gewohnheiten und Gebräuche dieses Hofes; sein Ceremoniel.

Dieses leitet uns natürlich auf die Beschreibung von der täglichen Lebensweise des Königs und der Königin, denn nichts giebt uns so viele Einsicht ins Große und Kleine der Staatsbegebenheiten, als die häusliche Einrichtung der Monarchen. Alle die, welche entweder als Günstlinge, oder weil es ihre Geschäfte mit sich bringen, damit bekannt sind, machen beständig diese Erfahrung, eben so wie die, welche mit solchen so vertraut sind, daß sie offenherzig mit ihnen darüber sprechen. Ich habe während 20 Jahren, auf eine und die andere Art die Erfahrung gemacht, daß diese Einsicht der beste Schlüssel ist zu allen andern, und daß gerade diese den Geschichtschreibern immer, und den Verfassern der Memoiren oft fehlt. Ihre interessantesten und lehrreichsten Werke würden es noch weit mehr seyn, wenn die Verfasser diesen Punct weniger vernachlässigt hätten. Wer den Nutzen davon nicht einsieht, hält dieß für Kleinigkeiten, die keiner Beschreibung werth sind; aber ich bin überzeugt, daß jeder Staats-Minister, jeder Günstling, der als Diener oder Geschäftsmann, mit der häuslichen Einrichtung seines Monarchen bekannt ist, meiner Meinung seyn wird.

Als die Königin in Spanien ankam, suchte sie den durch die Verbannung der Prinzessin von Ursini leer gewordenen Platz bei dem König wieder allein aus-
zu-

zufallen. Der König, dem sein Temperament eine Gemahlin unentbehrlich machte, sein Gewissen aber nicht erlaubte, zu einer andern zu gehen, machte ihr dieß so leicht, als sie nur wünschen konnte. Allein da er gewohnt war, nur mit zwei, höchstens drei Personen zusammen zu sehn; so blieb der Königin keine große Wahl.

Bei diesem Mangel an Bekanntschaft, wählte sie Alberoni, als den einzigen Mann, welchen sie kannte, zur dritten Person bei ihr und dem Könige. Dieser theilte ihr Interesse für Parma, das einzige, das sie, wenigstens in der ersten Zeit nach ihrer Abreise von Parma, haben konnte. Er wurde also bald, bei dem König und der Königin, das, was die Prinzessin von Ursini bei der vorigen gewesen war, mit Unterschied des Geschlechts, wodurch das Lächerliche wegfiel, und er des Titels eines Premierministers fähig wurde.

Die Prinzessin von Ursini hatte sich bei diesem Regieren sehr gut befunden, wie alle die klugen Leute, welche die Könige auf eine oder die andere Art beherrschen, und die vortheilhaft für sich, aber so abscheulich für ihre Herren, und nachtheilig für ihre Untertanen und die Regierung selbst zu benutzen wissen. Alberoni hatte daher weiter nichts nöthig, als auf dem alten Wege fortzuschreiten. Auch er benutzte den traurigen Hang zur Gefangenschaft, den der König nun einmal hatte, und der ihm durch die Prinzessin von Ursini beigebracht worden war. Denn diese hatte ihn nach und nach erst mit der Königin, und nachher, als der König Wittwer war, mit sich allein einzuschließen gewußt. Die neue Königin und Alberoni schlugen dieselbe Methode ein; sie hielten ihn eingeschlossen, und machten ihn unzugänglich.

Da aber Alberoni vertrieben wurde, versuchte die Königin, jetzt ein Opfer ihres eigenen Ehrgeizes, und
dieses

dieses stolzen Italieners, mehrere mal ihre Sklaverei zu erweitern; aber immer vergeblich. Die Gewohnheit war so eingewurzelt, daß sie dem König gleichsam zur andern Natur geworden war, und die Königin mußte die Hoffnung aufgeben, ihre selbstangelegten Ketten zu erleichtern.

Ihre Lebensart war folgende: Der König und die Königin wohnten in Einem Zimmer und schliefen in Einem Bett; weder Fieber, Krankheit, noch Wochenbett konnten sie auch nur eine einzige Nacht trennen; die verstorbene Königin war an Drüsengeschwüren beinahe verfault; dennoch schlief der König mit ihr in einem Bette, bis wenige Tage vor ihrem Tode.

Morgens gegen neun Uhr öfnete die Assafeta, von einem einzigen französischen Diener begleitet, den Vorhang, und brachte ein Couvert nebst einer Schale voll chaud'eau. Bei meiner Wiedergenesung von den Blattern erklärte mir Huyghens, was dieß ist, und ließ mir selbst ein solches Getränk bereiten, das in einer Mischung von etwas Fleischbrühe, Milch, mehr aber von Wein, einigen Eierdottern, Zucker, Zimmt und ein wenig Gewürznelken bestand. Es hat eine weißliche Farbe, und einen starken, aber dabei doch angenehmen Geschmack. Mein Lieblingsgericht wäre es nicht, wiewohl es nicht unangenehm schmeckt. Es ist ein stärkendes Mittel, durch das die in der vergangenen Nacht verlorenen Kräfte schnell wieder ersetzt werden, und der Körper für den Verlust der folgenden vorbereitet wird. Während der König dieses kurze Frühstück einnahm, brachte die Assafeta der Königin eine kleine künstliche Arbeit, zog den beiden Majestäten ihre Schlafrocke an, legte einen Theil, der auf den nächsten Stühlen liegenden Papiere auf das Bett, und entfernte sich alsdann wieder mit dem Kammerdiener, und

und dem gebrachten Frühstück. Alsdann hielten Ihre Majestäten ihre Morgenandacht.

Grimaldo, der wohl wußte, wann er kommen durfte, wartete doch noch erst in seiner Cavachuela im Pallast, bis er gerufen wurde. Alsdann ging er hinauf und trat zu Ihrer Majestät ins Zimmer. Zuweilen gaben sie ihm während des Hereingehens ein Zeichen, daß er noch warten solle. Wenn ihr Morgengebet zu Ende war, so riefen sie ihn; denn es war sonst niemand in dem kleinen Schlafzimmer.

Nun legte Grimaldo seine Papiere vor, zog ein Schreibzeug aus seiner Tasche, und arbeitete mit dem König und der Königin, die sich durch ihre weibliche Arbeit nicht abhalten ließ, ihre Meinung zu sagen. Dieses Geschäft dauerte nach Umständen, je nachdem viel dabei gesprochen wurde, kürzer oder länger. Alsdann entfernte er sich mit seinen Papieren, und ging durch das nächste leere Zimmer in das folgende, wo ein Bedienter wartete, der alsdann gleich durch das leere Zimmer ging, und es der Assafeta meldete. Diese reichte dem König sogleich einen Uiberrock und seine Pantoffel. Hierauf ging der König ganz allein durch das leere Zimmer in ein Cabinet, wo er sich durch drei französische Cammerdiener, und zwar immer durch die nämlichen, ankleiden ließ, wobei der Herzog von Arco oder der Marquis von Santa Cruz, öfters auch beide, die Aufwartung hatten, ohne daß je irgend ein Anderer bei seinem Ankleiden zugegen seyn durfte.

Wenn dies bald zu Ende war, ging einer von den Cammerdienern und holte den Jesuiten, Pater d' Aubenton, aus dem Spiegel-Saal, welcher den König immer in diesem Cabinet zu besuchen pflegte. Die Cammerdiener entfernten sich alsdann, trugen auf einmal die Nachtkleider weg, und kamen auch nicht wieder. Wenn der König nach dem Weggehen der Diener

ner den beiden Cammerherren ein Zeichen gab, so entfernten sich auch diese; allein dieß geschah nur zuweilen. Sie blieben immer nahe bei der Thüre stehen, der König aber unterhielt sich gewöhnlich am Fenster mit dem Pater d'Aubenton.

Sobald der König ins Ankleidezimmer gegangen war, fleidete sich auch die Königin um; dabei war niemand als die Assafeta, welche ihr ihren Schlafrock gab. Dieß war der einzige Augenblick, wo sie mit der Königin, und diese mit ihr sprechen konnte; und dieser Augenblick dauerte höchstens, aber nicht immer, eine halbe Viertelstunde. Wenn sie sich länger verweilt hätten, würde es der König erfahren, und nach der Ursache gefragt haben.

Hierauf ging die Königin durch das leere Zimmer in ein großes schönes Cabinet, wo sie ihre Toilette machte. Bei dieser waren, die Camerera Major und zwei Damen aus dem Pallast, auch zwei Hofdamen, welche eine Woche um die andere mit einander abwechselten, und einige Cammerfrauen, zugegen. Zuweilen waren auch einige Damen aus dem Pallast oder einige Hofdamen dabei, die nicht gerade die Woche hatten; doch geschah dieß selten.

Wenn die Unterredung des Königs mit dem Pater d'Aubenton geendigt war, begab sich ersterer in Begleitung der beiden Herren, die während seines Gesprächs mit dem Pater d'Aubenton entweder innen oder außen an der Thüre des Cabinets gewartet hatten, zur Toilette der Königin. Die Infanten, nur von ihrem Hofmeister begleitet, kamen ebenfalls zur Toilette; und seit der Vermählung des Prinzen von Asturien, auch der Herzog von Popoli und die Herzogin von Monteliano, zuweilen auch eine Pallastdame der Prinzessin. Dem Cardinal Borgia war ebenfalls der Zutritt gestattet, allein er benutzte es selten. Eben so
der

der Marquis von Villena; welchen es kränkte, nur bei dieser Gelegenheit vorgelassen zu werden, und allen übrigen Vorrechten, die ihm sein Amt gab, entsagen zu müssen. Er erschien fast nie.

Der Gegenstand der Unterhaltung war gewöhnlich die Jagd, die Reisen und die schönen Kleider des Königs und der Infanten. Zuweilen hörte man, daß die Königin ihren Damen einen kleinen Verweis über ihre Nachlässigkeit im Dienst, über ihren Umgang, oder über versäumte Andachtsübungen gab. Denn sie wurden sehr streng von ihr gehalten, durften nicht in große Gesellschaften gehen, und waren in der Wahl ihres Umgangs beschränkt. Um gut bei ihr zu stehen, mußten sie oft zu Fuße gehen, nicht lange in Wochen liegen, nicht oft krank seyn, vor allem aber, alle acht Tage ihre Andacht halten. Der Cardinal Borgia erheiterte oft die ganze Gesellschaft durch lustige Einfälle, die er theils selbst hatte, theils veranlaßte.

Diese Toilette dauerte wohl 3 Viertelstunden; wobei der König und alle Anwesenden standen. Während man im Begriff war sie zu endigen, machte der König die Thüre des Spiegelsalons auf, gab denen, die sich daselbst in geringer Anzahl einfanden durften, seine Befehle, und ging darauf zur Königin zurück. Dieses war die Stunde der besondern Audienzen für die fremden Minister, Grandes und andere. Um eine solche Audienz zu haben, wendete man sich an Laroche, der darüber die Befehle des Königs empfing, den Audienzsuchenden davon Nachricht gab, und einen nach dem andern, ohne selbst dabei gegenwärtig zu bleiben, in den Spiegelsalon führte, wo die Audienz, wie gesagt, gewöhnlich statt fand. Einmal in der Woche, des Montags, war öffentliche Audienz, was immer eine lobenswürdige Sache ist, sobald man den Mißbrauch derselben vermeiden kann. Anstatt die Thüre
nur

nur halb aufzumachen, öffnete sie jetzt der König vollständig, und gab seine Befehle auf der Thürschwelle, ging mitten durch seine Hofleute bis zu der entgegengesetzten Seite des Zimmers, setzte sich in einen Armstuhl vor einen Tisch mit Papier und Schreibzeug hin, und bedeckte sich; was sogleich auch alle Grandes ebenfalls thaten. In diesem Augenblick öffnete Laroche eine andere Thür, trat mit einer Liste in der Hand heraus, und rief mit lauter Stimme den Namen des Ersten auf, der oben stand. Der Genannte tritt herein, macht eine tiefe Verbeugung, in der Mitte des Zimmers eine zweite, und kniet hierauf vor den König. Hiervon sind jedoch die Geistlichen ausgenommen, die bloß ihre Kappe abnehmen, und nur beim Gehen und Kommen eine leichte Kniebeugung machen, an der sie überdem der König zu verhindern pflegt. Der Audienzhabende kann nun mit dem König sprechen, was, wie lange und wie er nur will; er kann ihm seine Wünsche auch schriftlich eingeben. Doch sind die Spanier in diesem Punct gar sehr von den Franzosen verschieden, da bei ihnen alles Ehrfurcht, Ernst, Kürze und Abgemessenheit ist. Hat der Audienzhabende geendigt, so steht er auf, küßt dem König die Hand, macht eine tiefe Verbeugung und geht auf demselben Wege zurück. Jetzt ruft Laroche den Zweiten und so weiter, so viel deren vorhanden sind.

Will jemand mit dem König unter vier Augen reden, so wird es ihm nicht verweigert, sobald er hinlänglich bekannt ist. In diesem Falle dreht sich Laroche gegen die Grandes herum, und ruft in dem vorigen Tone: Geheime Audienz. Sogleich nehmen die Grandes ihre Hüte ab, gehen eilig bei dem König vorbei und ziehen sich in das benachbarte Zimmer zurück. An die Thür desselben stellt sich nun der Garde-Capitain, doch so daß er den König und den Audienz-

habenden immer im Gesichte behält. Sobald er sieht, daß dieser geendigt hat, tritt er wieder in das Audienz-zimmer hinein, welches eben so alle übrigen Grandes thun. Ich habe nie eine öffentliche Audienz ohne geheime Audienz gesehen; oft fielen deren sogar zwei oder drei während meiner kurzen Anwesenheit in Madrid vor. Die Grandes hatten mich ersucht, denselben als Duque (Herzog) beizuwohnen, und da ich mit ihnen einen Rang hatte, so that ich es.

Wenn alles zu Ende ist, wird der König auf dieselbe Art wieder zurückbegleitet; und bei welchem Wetter, und unter welchen Umständen es auch immer seyn möge, so setzt er nie den Hut dabei auf. In der nämlichen Stunde pflegen auch die öffentlichen Audienzen der Ambassadeurs, die Einführungen der Grandes, die Präsentationen der wöchentlichen Urtheile des castilischen Rathes u. s. w. statt zu haben. Hierauf, so wie auf die kurze Audienz, welche der König dem Präsidenten des Rathes zu ertheilen pflegt, sind höchstens anderthalb Stunden, und auf die öffentliche Audienz auch nur drei Viertelstunden zu rechnen.

Diese Augenblicke mußten für die Königin um so kostbarer seyn, da ihr eigentlich in der ganzen Woche nur diese kurze Zeit zu ihrem eigenen Gebrauch übrig blieb. Ja, auch dieses ist eigentlich nur von ihrem Aufenthalt in Madrid zu verstehen; denn außerhalb Madrid, wo keine solche Audienzen statt hatten, fiel auch dieser Vortheil für sie weg. Sie hatte also im Eskorial und zu Balsain zu meiner Zeit in San Ildephonso, nachher im Pardo und zu Aranjuez nur die Zeit für sich, wo sie aus dem Bette stieg und die Strümpfe anzog.

Wer nicht von sehr hohem Stande ist oder einen hohen Militairrang hat, kann bloß in die öffentlichen Audienzen gehen; hier werden Bittschriften und derglei-

gleichen übergeben, die der König empfängt und auf den Tisch hinwirft, und die Larocche nachher in das Cabinet trägt, mit Ausnahme der Wenigen, die der König in die Tasche steckt oder in der Hand weg trägt. Dieß waren unsere ursprünglichen placets, die aber nun abgekommen sind, und die ich nur unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans gesehen habe.

Nach der Audienz, oder nachdem sich der König mit der Königin unterhalten hatte, gingen sie zusammen in die Messe: Alle 8 Tage communicirten sie gewöhnlich, entweder mit einander oder jedes allein, und dann hörten sie eine zweite Messe.

Wenn der König beichtete, so geschah dieß immer nach seinem Lever, ehe er zur Toilette der Königin ging. Auch der Gottesdienst in der Capelle wurde in der nämlichen Stunde gehalten. Die Königin ging durch den Corridor, der König aber mit seinem Hof ging durch die Zimmer in den Kirchstuhl, der Marquis von Santa Cruz und der Herzog von Arco besuchten weder den Betstuhl noch die Capelle. Zuweilen ging der Marquis von Villena in den Betstuhl, wenn kein Gottesdienst gehalten wurde, und er gern den König sprechen wollte.

Bald nach der Messe ging es zur Mittagstafel, wobei aber nur die, welche zur Toilette kommen durften, Zutritt hatten.

Das Mittagessen, so wie das Abendessen war immer bei der Königin. Der König und die Königin hatten ihre besondern Schüsseln. Er aß nur kleine Portionen und immer dieselben Gerichte; die Königin aber große, denn sie aß gern, und aß von allem. Die Mahlzeit bestand gewöhnlich in einer einfachen Suppe, in Kapauen, gefochten und gebratenen Tauben, Nierenbraten, ohne Obst, Salat noch Käse; nur selten hatten sie Backwerk; nie Fastenspeisen, aber öfters frische, oder

auf verschiedene Arten zubereitete Eyer. Der König und die Königin tranken nur Champagner. Nach geendigter Mahlzeit hielt der König und die Königin ihre Andacht mit einander.

Wenn etwas pressantes vorfiel, wurde es von Grimaldo gemeldet. Ungefähr eine Stunde nach dem Essen, verließen sie ihre Zimmer, stiegen durch die kleine Treppe in den Hof hinunter, setzten sich in den Wagen und kamen nach einer kurzen Spaziersfahrt auf demselben Wege wieder zurück. Herren, die etwas bekannter am Hofe waren, pflegten sich immer bei dieser Gelegenheit am Eingang zu halten, um ihre Majestäten an den Wagen zu begleiten: Die Königin hatte immer etwas höfliches zu sagen.

Auch wenn die Königin beichtete, hatte sie und ihr Beichtvater nicht Zeit, lange miteinander zu sprechen; das dazu bestimmte Cabinet war nämlich neben dem Zimmer des Königs, und sobald dieser die Beichte zu lange fand, öffnete er die Thür und rief die Königin.

War Grimaldo weg, so brachten ihre Majestäten die Zeit bis zum Abendessen mit Lesen geistlicher Schriften oder mit Beten zu. Die Speisen bei dem Abendessen waren eben so wie des Mittags; bei beiden Mahlzeiten waren weit mehr Schüsseln auf französische, als auf spanische und selbst als auf italienische Art zubereitet. Nach dem Essen ward geschwätzt oder gebetet, alles unter vier Augen, worauf es zu Bett ging, und dieselben Ceremonien, wie bei dem Leber, beobachtet wurden; doch fand dabei die Ausnahme statt, daß weder der Prinz, noch die Prinzessin von Asturien, noch die Infanten, noch der Cardinal Vorgia, sich dabei einfanden.

Ihre Majestäten hatten, um alles zu sagen, in allen Schlössern nur eine Garderobe. Auch ihre beiden

den Nachstühle waren immer einer neben dem andern zu sehen.

Nie konnte man mit dem König ohne die Königin, nie mit ihr ohne ihren Gemahl sprechen, und beide waren in dieser Hinsicht außerordentlich eifersüchtig auf einander. Dieser Umstand machte auch ihre erste Cammerfrau für sie so äußerst wichtig, denn diese war es, die der Königin in dem Augenblicke des Strumpfanziehens alles überreichen konnte. Es ist wahr, daß die Königin dabei äußerst furchtsam war; indessen konnte sie doch in diesen Augenblicken Briefe empfangen und lesen, ja sogar schreiben, freilich mit großer Hast und Kengstlichkeit.

Philipp der V. war von der Natur schlechterdings mit keinen großen Talenten, auch nicht mit Phantasie begabt. Kalt, traurig, verschlossen, mäßig, bloß für das Vergnügen der Jagd eingenommen, gegen jedermann, wie gegen sich selbst, mißtrauisch, die Einsamkeit aus Geschmack und aus Gewohnheit liebend, interessirte er sich selten für jemand anders, außer sich. Sonst hatte er ziemlich Mutterwitz, war gewandt und begriff so ziemlich, was ihm vorkam. Er schien hartnäckig, wenn es ihm einfiel, und beharrte alsdann sehr oft auf seinem Sinn ohne Veränderung. Bei alle dem war er im Ganzen sehr leicht und nach Belieben zu allem zu bringen, und überhaupt zu beherrschen.

Auf seinen Feldzügen war er ziemlich gleichgültig über sich. Er ließ sich hinstellen, wo man wollte, selbst ins ärgste Feuer, ohne dabei sehr unruhig zu seyn. Indessen untersuchte er doch, ob die Nebenstehenden Besorgnisse zeigten, und ob er selbst in Sicherheit oder in eigentlicher Gefahr sey; ob aber sein königlicher Ruhm dabei ins Spiel kommen konnte, fiel ihm gar nicht ein. Er ging gern in den Krieg, ohne doch eigentlich eine Leidenschaft dafür zu haben. In jedem

Falle, er mochte zugegen oder abwesend seyn, pflegte er alles seinen Generalen zu überlassen, ohne selbst etwas zu verfügen.

Dennoch war er äußerst ehrfürchtig, und konnte schlechterdings keinen Widerspruch vertragen, auch glaube ich, daß er sich gern loben ließ; denn die Königin lobte ihn unaufhörlich, sogar über seine Figur, und fragte mich oft, ob ich ihn nicht sehr schön fände, und so weiter; mehr als ich darauf zu antworten im Stande war.

Seine Frömmigkeit war eigentlich bloß Gewohnheitsache, Bedenklichkeiten, Ängstlichkeiten, kleine Observanzen, ohne eigentliche Religion zu haben. Der Pabst war eine Gottheit für ihn, so lange sie nämlich nicht in Streit geriethen: Dazu kam endlich noch ein gewisser jesuitischer Anstrich, der sich bei ihm um so mehr über alles erstreckte, da er für diesen Orden äußerst eingenommen war.

Ob er sich gleich im Grunde sehr wohl befand; so war er doch unaufhörlich für seine Gesundheit besorgt. Ein ehrgeiziger Leibarzt hätte bei ihm ein Mann von großem Vermögen und Einfluß werden können; zum Glück war der Seinige zu ehrlich dazu; dessen Nachfolger war eine Creatur der Königin, die ihn im Zaum zu halten verstand.

Seine Langsamkeit im Sprechen, überhaupt seine Abneigung davor, kam nicht sowohl aus Trägheit, als aus Mißtrauen in seine Einsichten. Dieß ist die wahre Ursache seiner Zurückhaltung, und warum er so wenig Antheil an den Unterredungen nahm, die er der Königin beim Mailspiel und den Audienzen anzuknüpfen erlaubte. Uebrigens konnte niemand ein so scharfes Auge für die Fehler und Lächerlichkeiten anderer haben, oder in vertrauten Zirkeln besser und witziger erzählen, als er. Er wußte sich mit der größten Voll-

Kom-

Kommenheit auszudrücken, wiewohl es ihm sehr selten einfiel, sich die Mühe dazu zu nehmen.

Gegen das Ende meines Aufenthalts hatte ich ihn ein wenig leutseliger gemacht. In meinen Audienzen, die fast immer Gespräche wurden, redete er daher oft mit viel Verstand und Einsicht; in anderer Gegenwart aber, richtete er fast immer nur ein einziges Wort, oder eine kurze Frage, an mich. Im übrigen war er gut, sehr nachsichtig gegen seine Leute, sehr ungenirt in vertrauten und oft auch in großen Zirkeln, wenn er mit einem oder dem andern näher bekannt war. Seine Vorliebe für Frankreich ward jeden Augenblick sichtbar. Für den verstorbenen König äußerte er eine große Verehrung und Dankbarkeit; für seinen Oncle nicht weniger Zärtlichkeit, und für den Dauphin, seinen Bruder, eine solche Anhänglichkeit, daß er noch immer mit Thränen von ihm sprach. Besonderes Interesse an den übrigen Gliedern der Familie schien er nicht zu nehmen, so wie er auch von keiner, mit dem Hofe in Verbindung stehender Person, außer von der Dükessse von Beauvilliers, mit Freundschaft sprach.

Sehr schwer läßt sich übrigens begreifen, wie seine Bedenklichkeit über den Besitz der spanischen Krone, doch mit der Besorgniß sie zu verlieren, zusammen zu denken ist; eben so wenig, wie er im schlimmsten Falle sich mit der Hoffnung schmeicheln konnte, wieder die französische zu erhalten, auf die er doch so feierlich und mehrmals Verzicht gethan hatte. Seine Gewissensbisse kamen daher, daß er sich immer die Entsagungsacte der Königin in ihrem Ehecontracte als gültig ins Gedächtniß zurückrief. Es war ihm unmöglich zu begreifen, wie Carl der II., der letzte König von Spanien, in seinem Testamente über eine Monarchie disponiren konnte, von welcher er bloß der Genußbesitzer

gewesen sey. Dieß war der Hauptpunct, den der Vater d' Aubenton unaufhörlich zu bekämpfen hatte.

Der König hielt sich für einen Usurpator, und in dieser Voraussetzung wünscht er unaufhörlich nach Frankreich zurückzukehren, und Spanien zu verlassen, um seinen Bedenklichkeiten ein Ende zu machen. Alles das lag freilich verwirrt in seinem Kopfe, aber vorhanden war es in der That; nur die Unmöglichkeit widersezte sich seinen Plänen; nur diese Ideen waren es denn auch, die ihn hauptsächlich zur Niederlegung der Regierung (er hatte dieselbe schon vor meiner Reise im Sinne gehabt,) bestimmten. Freilich mußte er die Krone seinem Sohne überlassen, was eine Folge derselben Usurpation zu seyn schien, aber da er darüber nicht verfügen konnte, so that er wenigstens, was von ihm abhing.

Eben deswegen war es ihm auch so unangenehm, als er sie nach dem Tode seines Sohnes wieder übernehmen mußte, ob er gleich viel Langweile und Aerger ausgestanden hatte, weil man ihn nicht oft genug um Rath gefragt, und sein Sohn nebst seinen Ministern nicht immer seiner Meinung folgten. Die Königin wünschte eben so sehr Spanien, das sie haßte, zu verlassen, und in Frankreich zu regieren, wenn sich dort ein Unglück ereignet hätte. Dieß hat man bei ihr und Alberoni gesehen.

Die Königin war sehr hart erzogen worden. Ihre Mutter hielt sie in einem Winkel des Pallastes von Parma eingesperrt, wo sie kaum den Tag sehen konnte. Auch seit ihre sonderbare Vermählung beschlossen war, hatte sie so wenig als möglich, und nur unter ihren Augen erscheinen dürfen. Diese strenge Behandlung hatte ihr Herz von der Mutter (einer Schwester der Wittve des Kaiser Leopolds) abgewandt; zwischen Mutter und Tochter war nur so viel Berührung, als der äußere

äußere Wohlstand nothwendig machte, und auch diese war oft mit Bitterkeit begleitet. Nicht so war es zwischen dem Herzog von Parma, dem Bruder und Nachfolger ihres Vaters, und dem zweiten Gemahl ihrer Mutter. Dieser hatte sie mit Freundschaft und Achtung behandelt, und die rauhe Gemüthsstimmung ihrer Mutter sanfter zu machen gesucht. Auch die Königin von Spanien hatte den Herzog von Parma immer zärtlich geliebt, und er galt viel bei ihr.

Diese Prinzessin hatte viel Geist und angeborne Grazie. In ihrer Handlungsweise und ihrem Betragen wußte sie ihren Verstand und Geist gut und zu rechter Zeit zu gebrauchen, so wie sie ihre natürliche Unmuth aufs vortheilhafteste zu benutzen verstand. Jeder, der sie genau gekannt hatte, wunderte sich, wie sie die ihr fehlende Menschen- und Weltkenntniß durch ihren Verstand zu ersetzen wußte. Denn bei ihrer eingeschränkten Erziehung und ihrem beständigen Alleinsenn mit dem König, hatte sie sich nicht eigentlich unterrichten können. Eben so war man erstaunt über ihren Scharfsinn, der sie alles schnell von der richtigen Seite ansehen und beurtheilen ließ.

Sie fühlte den Werth ihrer Geistesanlagen, aber ohne sich damit zu brüsten. Im Umgang war sie einfach und schlicht; dabei hatte sie eine angeborne Fröhlichkeit, die auch bei dem ewigen Zwang, in dem sie lebte, doch hervorleuchtete.

Sie war mit dem Vorsatz nach Spanien angekommen, die Prinzessin von Ursini zu verdrängen, und ihre Stelle bei dem Regierungswesen zu ersetzen; dieß gelang ihr auch vollkommen. Sie beherrschte den König und den Staat; keine Staatsangelegenheit konnte ihr verborgen bleiben. Der König arbeitete nur in ihrer Gegenwart; alles was ihm allein übergeben wur-

de, mußte sie lesen, und mit ihm besprechen. Sie war bei allen besonderen Audienzen gegenwärtig, er mochte sie Unterthanen oder auswärtigen Ministern geben; so daß ihr weder von Geschäftsangelegenheiten noch Gnadenbezeugungen etwas unbekannt bleiben konnte.

Da sie Tag und Nacht mit dem König allein war, so war es ihr leicht ihn vollkommen kennen zu lernen. Sie wußte, wann es Zeit war, etwas bei ihm anzubringen und nach und nach einzuleiten. Sie wußte den Erfolg und den Anstoß, welchen diese oder jene Sache haben konnte, voraus, die Gründe und die Art sie vorzutragen, den Zeitpunkt, wo sie für den Augenblick nachgeben, oder aber auf ihrem Willen beharren und ihn mit Gewalt durchsetzen mußte. Aller dieser Kunstgriffe mußte sich die Königin bedienen; besonders aber kam ihr das Temperament des Königs zu statten, das sie zuweilen benutzte. Ihre nächtlichen Weigerungen erregten jedesmal einen gewaltigen Sturm bei Hofe; der König tobte, drohte auf alle Weise und gerieth allemal außer sich: Allein die Königin blieb standhaft, weinte, und vertheidigte sich auch wohl zuweilen. Am andern Morgen war alles in Bewegung, und der ganze innere Hof in Verwirrung, ohne daß man die Ursache davon erfahren konnte. Die folgende Nacht wurde der Friede wieder hergestellt, und fast immer zum Vortheil der Königin, die dadurch ihre Absichten erreichte.

Ein Streit dieser Art ereignete sich während meines Aufenthalts in Madrid. Ich erfuhr es durch Bourk und durch Sartine, die es von der Affaseta gehört hatten, unter Umständen, die ich nicht vergessen habe, die ich aber nicht wieder erzählen werde. Sie suchten mich zum Antheil zu bewegen und versicherten mich,

daß

daß die Affafeta ihnen diesen Auftrag gegeben habe; allein ich fing an zu lachen und versicherte ihnen, daß ich mich wohl hüten würde, diesen Rath zu befolgen, oder nur meine Mitwissenschaft von der ganzen Sache merken zu lassen.

Man sieht aus dem Erzählten, daß das Leben der Königin äußerst unruhig war, so groß auch ihr Einfluß immer seyn mochte. Sie hatte so viel Kunst, so viel Geschmeidigkeit, so viel Feinheit, so viel Gedult dazu nöthig, daß sie in der That alles, was sie war, nur zu theuer zu erkaufen gezwungen war; allein bei ihrer Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Entschlossenheit, bei ihrem Eigensinn, ihrer Bestimmtheit und Hestigkeit verfolgte sie ihre Pläne so hartnäckig, daß ihr zu der Erreichung ihrer Zwecke nichts zu groß oder zu theuer schien. Vor allen Dingen unterließ sie nichts; um sich auf alle Art vor dem einsamen, traurigen und verlassenen Leben einer verwittweten Königin von Spanien zu schützen, und sich gegen alle die Maafregeln in Sicherheit zu setzen, die der Nachfolger ihres Gemahls, wenn er etwa nicht ihr Sohn wäre, gegen sie nehmen könnte. Sie bekam verschiedene Prinzen von dem König und suchte einen von diesen, noch während des Lebens ihres Gemahls, zu einem unabhängigen Souverain zu machen, um bei ihm nach dem Tode des Königes ihren Wittwensitz nehmen und gewissermaßen noch regieren zu können. Es kam also darauf an, sich Creaturen zu machen und ihnen Aemter und Stellen zu geben, damit sie ihr behülflich wären. Hier ist die Ursache zu suchen, warum Alberoni durch seine schlaunen oder hinterlistigen Ideen, die er ihr mittheilte, so viel Einfluß auf sie bekam, und warum es seinen Nachfolgern, Riperda und Paccino, auf dieselbe Art gelang.

[In

In der Zwischenzeit zwischen der Administration des Cardinals Alberoni und des Herzogs Riparda, wo ich in Madrid war, und wo Grimaldo allein mit dem König arbeitete, war sie gewissermaßen völlig isolirt, weil Alberoni sie gegen Grimaldo eingenommen hatte, und sie gegen diesen mißtrauisch war. Zum Unglück war das Geheimniß bekannt geworden; denn Alberoni, außer sich vor Wuth, hatte es verrathen. Zwar hoffte sie, daß niemand den Aeußerungen eines abgesetzten Ministers, und eines Mannes von diesem Charakter, glauben würde; dennoch war sie in außerordentlicher Verlegenheit. So sich selbst überlassen, neigte sie sich daher nur desto stärker zur italienischen Cabale hin, und gab den Italienern selbst nur einen desto größern Einfluß.

Sie bezeugte dem Prinzen und der Prinzessin von Asturien außerordentliche Höflichkeit, sie affectirte überhaupt für die Kinder der verstorbenen Königin die größte Freundschaft und Gefälligkeit; was aber nach meiner Zurückkunft hieher sich sehr geändert hat.

Ihre Absicht, ihren Söhnen eine Souverainetät zu verschaffen, die zu Alberonis Zeit bekannt, oder doch vermuthet wurde, war der beständige Punct, um den sich nachher alle Angelegenheiten mit Spanien, so wie alles was darauf Bezug haben konnte, drehte. Nur durch den Zwang, in welchem sie mit den spanischen und auswärtigen Ministern leben mußte, wurde diese vereitelt. Die Ersteren konnten nicht mit ihr reden, und die Andern nicht anders als in ihrer Gegenwart mit dem König arbeiten. So gut sie indessen auch beobachtet hatte, so fehlte es ihr doch immer an hinlänglicher Einsicht der zweckmäßigsten Mittel; Mißgriffe vereitelten nur zu oft ihre Pläne, machten die besten Rathschläge unnütz, und veranlaßten von ihrer

Seite

Seite oft ganz entgegengesetzte Maasregeln, die sie dann mit vieler Hartnäckigkeit vertheidigte.

Nichts ist auch wirklich für Spanien so nachtheilig gewesen, als dieses Bestreben der Königin, ihre Kinder zu Souverains zu machen. Jeder, der nicht gerade ihrer Meinung zu seyn schien, war ihr verdächtig; sie suchte ihn so unschädlich zu machen, als sie nur konnte, und verfolgte dieses System auch in Ansehung diplomatischer Verhältnisse und Vorfälle mit gleicher Aengstlichkeit. Wollte man ihr ja eine andere Meinung beibringen, so kostete es so viel Mühe und Zeit, daß die besten Gelegenheiten dadurch verloren gingen und alles verdorben ward.

Alles wäre gut gewesen, wenn man sie hätte allein sprechen können. Denn, da sie Geist genug besaß, so hätte man sie bald überzeugen oder ihre Ideen berichtigen können; allein dieses war unmöglich, wie man aus dem Vorigen gesehen hat, und so wurden selbst Maasregeln vereitelt, die ihre großen Pläne hätten befördern können. Aus Furcht sich Ungnade zuzuziehen, wagten die spanischen Minister keinen Schritt, und die ausländischen hätten wüthend werden mögen, wenn sie alle ihre Erdsnungen so oft vereitelt sahen.

Was innere Angelegenheiten und Gnadenbezeugungen anlangt, so drang sie zwar damit nicht immer durch, im Ganzen glückte es ihr aber größtentheils; am meisten gelang es ihr, Leute von Stellen auszuschließen, und dieses Mittels bediente sie sich sehr oft, um ihren Creaturen den besrrittenen Platz denn doch noch zu verschaffen.

Nichts war der Verschlagenheit zu vergleichen, mit der sie dergleichen Dinge einzuleiten wußte, nichts der Feinheit an die Seite zu setzen, mit der sie den König bei

bei seiner schwachen Seite zu fassen und ihn von seinen Neigungen abzubringen verstand. Weit entfernt, sie geradezu anzugreifen, wußte sie tausend Gelegenheiten, tausend kleine Umwege, tausend verborgene Springfedern dabei zu benutzen, und die Laune des Königs in jedem Augenblicke richtig zu beurtheilen. Unaufhörlich nur mit ihm beschäftigt, zwischen Schmeicheleien und Gefälligkeiten getheilt, ließ sie, weder Verdruß noch Langweile in ihrer Unterredung sichtbar werden. Was der König auch sagen, was er auch unternehmen mochte, er hatte immer recht; immer kam sie seinen Wünschen entgegen; nie verließ sie die Seite ihres Gemahls. Mehr als einmal sah ich sie auf der Promenade nur einige Schritte hinter ihm zurückbleiben, um irgend eine verstoßne Nachricht zu empfangen. Ein einziger Blick von dem Könige und sie flog in zwei Sprüngen wieder an seine Seite, um das vorige Gespräch fortzusetzen.

Das waren die Verhältnisse zwischen der Königin und ihrem Gemahl. Dieser Monarch war bekanntlich immer kränklich, und die Königin und Alberoni hielten ihn, auch in dieser Beziehung, in der größten Eingeschlossenheit. Der Duque von Escalona, dem man häufiger Marquis de Villena nennt, einer der achtungswürdigsten Männer im ganzen Lande, hatte als Major Domo des Pallastes das ganze Collegium der Leibärzte unter sich; in seiner Gegenwart mußten sie ihre Consultationen anstellen, und nur mit seiner Bewilligung und in seiner Gegenwart durfte dem König Arznei eingegeben werden. Villena wollte sein Amt verwalten; Alberoni ließ ihm aber zu erkennen geben: der König wüßte allein zu bleiben und man könne ihm keinen größern Dienst erzeigen, als wenn man ihm Ruhe lasse und das Nöthige in den Vorzimmern besorgen wolle.

Das

Das Bett des Königs stand im Hintergrunde eines sehr tiefen und dunkeln Zimmers. Ohne auf die Fingerzeige Alberoni's zu achten, stellte sich Villena noch denselben Nachmittag zur Ausübung seiner Hofcharge pünctlich ein. Er klopft, ein Bedienter öfnet von innen und sagt ihm mit vieler Verlegenheit: es sey ihm verboten, irgend jemand einzulassen! Unverschämter, erwiederte der Marquis, das ist nicht möglich, und so schiebt er die Thür mit Gewalt zurück und tritt hinein. Der Thüre gegenüber, ganz im Hintergrunde des Zimmers, erblickt er jetzt die Königin, am Bette ihres Gemahls sitzend, wo der Cardinal und ein kleiner Zirkel Vertrauter an ihrer Seite stand.

III.

Alberoni bekommt Stockprügel.

Der Marquis, welcher trotz seines großen Ruhms; sehr schlecht auf den Weinen war, näherte sich mit langsamen Schritten, auf seinen kleinen Stock gestützt. So wie ihn die Königin und der Cardinal erblickten, sahen sie einander an. Der König befand sich zu schlecht, um auf irgend etwas Achtung zu geben; überdem waren die Vorhänge nur auf der Seite gedöfnet, wo die Königin saß. So wie demnach der Cardinal den Marquis kommen sah, so winkte er einem der umstehenden Bedienten äußerst ungeduldig, ihn hinausgehen zu heißen. Da sich aber der Marquis nicht daran kehrte, sondern immer näher kam; so stand Alberoni endlich auf, ging ihm hastig entgegen und sagte ihm: daß der König allein seyn wolle, und ihn also bitten lasse,
fort.

fortzugehn. Das ist nicht wahr, erwiederte der Marquis, ich habe Sie immer beobachtet, Sie haben sich keineswegs dem Bette genähert, der König hat Ihnen also nichts gesagt. Der Cardinal fuhr fort, hartnäckig das Gegentheil zu behaupten, und sagte endlich, da alles fruchtlos schien, den Marquis beim Arm, um ihn zurückzutreiben. Der Marquis ward hierauf selbst noch ungestümer, sagte ihm, daß es unverschämmt sey, einen Mann von seinem Hofdienst zurückzuhalten. Der Cardinal benutzte seine Stärke, ihn weiter gegen die Thür zu treiben, behauptete indessen doch in seinen Reden noch immer eine gewisse Mäßigung, während der Marquis immer heftiger ward. In höchster Wuth stemmte sich dieser ihm entgegen, und sagte: daß er nur ein Schuft wäre, dem man mores lehren müsse. Während dieses Wortwechsels, während diesem Handgemenge, thut der Marquis, der, wie gesagt, sehr schlecht auf den Beinen war, einen Fehltritt, fällt aber zum Glück rücklings auf einen leerstehenden Lehnstuhl hin. Außer sich vor Wuth über diesen Zufall, hebt er jetzt sein kleines Stöckchen auf, und haut damit aus allen Kräften unter beständigen: Schuft, Schurke, Unverschämter &c. auf den gravitatischen Cardinal hinein, den er zu gleicher Zeit am Arme fest hält. Nur mit Mühe gelang es dem Cardinal, sich endlich loszureißen, und in den Hintergrund des Zimmers sich zu retten; während der Marquis unter beständigem Schreyen und Schimpfen, ihm immer fort mit seinem Stöckchen drohte, und die Königin mit ihrem ganzen Hofe schweigend und gravitatisch dem Vorfalle zusah.

Nach den glaubwürdigsten Zeugen, kann ich versichern, daß diese Erzählung in den kleinsten Details wahr ist. Der Cardinal, außer sich vor Wuth,
dachte

dachte an nichts als sich in Sicherheit zu setzen, so daß ein ziemlicher Raum zwischen ihm und dem Marquis blieb. Dieser letztere schrie ihm von weitem zu, daß ohne den Respect vor dem König und der Königin, er ihn nach Verdienst behandeln, und zur Thür hinaus werfen würde. Mit diesen Worten aber verließ er selbst das Zimmer und fuhr nach seinem Pallaste zurück.

Keine Viertelstunde, so erhielt er den Befehl, sich 30 Leguas von Madrid auf eines seiner Güter zu begeben, hatte aber die Genugthuung, noch diesen ganzen Nachmittag, eine Menge Bistten von den ersten und größten Familien der Hauptstadt zu erhalten, indem der Vorfall allerdings allgemeines Aufsehn erregte. Er reiste ab; erhielt aber 5 bis 6 Monat nachher die Erlaubniß zurückzukommen, ohne daß von seiner Seite der mindeste Schritt deswegen geschehen war. Beinahe unglaublich, aber dennoch gewiß ist es, daß der König weder von dem Vorfall, noch von der Verbannung, noch von der Zurückkunft des Marquis eher etwas erfuhr, als bis Alberoni völlig vom Hofe entfernt war. Aber auch ehe diese Katastrophe eintrat, blieb sich der Marquis in seinem Betragen völlig gleich, und wollte den Cardinal weder sehen, noch von ihm reden hören. Dieser hingegen vergaß, trotz seines hohen Postens, und seiner großen Beleidigung nichts, um sich mit dem Marquis auszuföhnen, erlangte aber damit bloß neue Beleidigung und einen Zuwachs der öffentlichen Verachtung.

IV.

Sein Fall.

Man erinnert sich aus Tercy's Nachrichten, wie vieler despotischer Handlungen, wie vieler Schänd-
 Dentwürdigk. XXVIII. Bd. D lich-

lichkeiten, sich Alberoni schuldig gemacht hatte. Ganz Europa, das unter seinen Verbrechen duldete, verabscheute den unumschränkten Beherrscher von Spanien, der sich bloß durch seinen Ehrgeiz, durch seine verkehrten Pläne, oft auch bloß durch seine Tollheit und seine Launen leiten ließ, seine politischen Projecte unaufhörlich nach seinem wechselnden Interesse veränderte, der den König und die Königin gleichsam in seinen Fesseln hielt, ganz Spanien zittern machte, und alles Größere gegen ihn anstrebende, zu vernichten bemüht war. Gewohnt, alles vor sich niederzustoßen, und voll von der geheimen Verachtung, die ihm die blinde Ergebung des Königs und der Königin nur zu natürlich einflößen mußte, hatte er allmählich alle Mächte von Europa zu beschäftigen gewußt. Er hatte nichts geringeres im Sinne, als eine nach der andern zu betrügen, sich allmählich einen bestimmten Einfluß auf sie zu verschaffen, und ihre Kräfte zu Ausführung seiner Pläne zu benutzen. Da eben diese listigen Anschläge dennoch mißlingen, so führte er dessen ungeachtet, ganz allein und ohne Allirte, seine großen Staats-Entwürfe aus. Diese bestanden in nichts geringerem, als, dem Kaiser alles zu nehmen, was er von vorigen spanischen Besitzungen in Italien durch den Frieden von Utrecht, noch behalten hatte. Weiter sollte der Pabst unterjocht, und dem König von Sicilien diese, ehemals unter spanischer Hoheit gestandene Insel, abgenommen werden. Eben so sollte der Kaiser die Allianz von Frankreich und England nicht benutzen können, indem er beide Mächte durch bürgerliche Unruhen beschäftigen wollte. So glaubte er diese allgemeine Verwirrung benutzen zu können, um unter dem Vorwande von Kriegsgeldern, die ungeheuren Summen nach Italien zu befördern, die er in Spanien auf tausend verschiedenen Wegen zusammen

gerafft

gerafft hatte. Vielleicht war dieser letzte Zweck beinahe die Hauptursache seiner ungeheuren Entwürfe, zumal da er als Cardinal, Italien auf jeden Fall als ein sicheres Asyl ansah.

Die Tollheit jenes großen politischen Planes, war anfangs nicht in ihrem ganzen Umfang bemerkbar. Nur allmählich zeigte sie sich, zum großen Ersauern von Europa, da man ihn mit der größten Hartnäckigkeit einen Vorsatz befolgen sah, zu dessen Ausführung er nur die schwachen Kräfte von Spanien gegen vier mächtige Feinde, Oesterreich, Frankreich, England und Holland, benutzen konnte. Was seine Tollheit am meisten bewies, war die Hartnäckigkeit, mit der er den Krieg fortsetzte, selbst nachdem die Verschwörung von Cellamare entdeckt, und jede Möglichkeit eines andern Versuchs vereitelt worden war; auch die Umstände im Norden sich gänzlich verändert hatten, und für Alberoni keine Hoffnung übrig blieb, diese beiden Mächte hinlänglich in ihren Reichen selbst zu beschäftigen. Dieser politische Wahnsinn erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß Spanien durch die ungeheuren Zurüstungen zu diesem Kriege vollends erschöpft und außer Stand gesetzt worden war, sich gegen die verbündeten Mächte zu vertheidigen, durch deren Hülfe der Kaiser Neapel und Sicilien und einen Theil der Lombardei wegnahm.

So sehr indessen Alberoni in Spanien, England und Italien verabscheut, so sehr er von dem Kaiser als seinem unversöhnlichen Feinde gehaßt war; so schien er doch völlig ruhig dabei zu seyn. Gleichwohl war es unmöglich, daß dem König und der Königin die Niederlage ihrer Truppen, ihrer Flotte in Sicilien, die nahe Gefahr Neapels, und die Unmöglichkeit, bei einer so geschwächten Macht, so vielen verbündeten

Feinden zu widerstehen, verborgen blieb. Dazu kam noch, daß der Herzog Regent und *Du Bois*, welche *Alberoni* als ihren persönlichen Feind betrachteten, unaufhörlich mit seinem Sturze beschäftigt waren. Der gegenwärtige Augenblick schien ihnen günstig dazu zu seyn, und sie benutzten ihn.

Auf welche Art sie dieses bewirkten, ist ein Geheimniß für mich geblieben. Der Herzog von *Drleans* starb zu bald nach *Du Bois*, als daß ich mich, nach diesen und andern Staatsbegebenheiten hätte erkundigen können. Ich hatte dieses, nachdem er mich wieder mit seinem Zutrauen zu beehren anfang, zu fragen immer aufgeschoben, und so verlor ich ihn, ehe ich Gelegenheit dazu fand.

Alles was ich im Vorbeigehen von dem Regenten, nachher aber in Spanien erfuhr, beruht auf folgenden Details. *Alberoni* zitterte vor dem geringsten *Parmesaner*, der nach *Madrid* hätte kommen können, und benutzte seinen ganzen Einfluß auf den Herzog, um ihm den Weg dahin zu versperren. Dieses geschah besonders wegen der alten Amme der Königin, die er außerordentlich fürchtete, und auf alle nur mögliche Art entfernt zu halten suchte. Diese Amme war ein gemeines *parmesanisches* Dauernweib, Namens *Laura Piscatori*. Die Königin, welche sehr an ihr hing, hatte sie zu ihrer ersten Cammerfrau (*Assafeta*) gemacht, was in Spanien eine viel wichtigere Stelle, als in Frankreich ist. *Laura* hatte ihren Eßpel von Mann mitgebracht, der freilich so gut als nicht da war, sie selbst aber hatte Geist, Verschlagenheit und Ehrgeiz genug, so wenig man es bei ihren häurischen Sitten, die sie vielleicht aus List beibehielt, hätte vermuthen sollen. Sie fürchtete den Einfluß *Alberoni's* auf die Königin; denn sie wollte dieselbe ganz allein

be.

beherrschen. Weit mehr empfindlich gegen seine geheimen Maßregeln, sie vom Hofe zu entfernen, als dankbar gegen seine gewöhnlichen Gefälligkeiten, betrachtete sie ihn wie einen gefährlichen Feind, gegen den sie sich immer waffnen mußte. Bei dieser Lage der Sachen, kostete es nur wenig Mühe, dieses Wesen theils durch Geld, theils durch Intrigue, von Seiten des Herzogs Regenten und des Cardinals Du Bois zu gewinnen. Es war sehr leicht, durch sie Alberoni bei der Königin und durch diese, bei dem König, als einen Minister darzustellen, welcher Spanien ruinirt habe, und das einzige Hinderniß des Friedens sey, indem er das Interesse ihrer Majestäten, die er mit allen Mächten Europens entzweit, seinen persönlichen Absichten aufopfern wolle.

Laura erreichte ihre Absicht vollkommen. In dem Augenblick, wo sich Alberoni dessen am wenigsten versah, erhielt er ein Billet vom König, worin ihm befohlen ward, ohne noch einmal ihre Majestäten zu sehen, oder an dieselben zu schreiben, in 48 Stunden von Madrid abzureisen, und Spanien völlig zu verlassen. Zugleich wurde ein Garde-Offizier abgesendet, der ihn bis an die Gränze begleiten sollte.

Wie der Cardinal diesen niederschlagenden Befehl empfing, was er that, was überhaupt aus ihm wurde, ist mir unbekannt geblieben; ich weiß bloß, daß er sogleich gehorchte, daß er die Reise durch Arragonien machte, und daß man ihn, unklug und nachlässig genug, an Papieren und Kostbarkeiten alles, was ihm beliebte, mitnehmen ließ. Erst einige Tage darauf, meldete man dem König, daß das Original des Testamentes von Carl dem II. nicht mehr vorhanden sey. Da man sogleich vermuthete, daß Alberoni dieses kostbare Dokument entwendet habe, um

sich durch Aufopferung desselben die Gunst des Kaisers zu verschaffen, so holte man ihn ein und foderte es ihm ab. Es kostete sehr viel Mühe, und man mußte die größten Drohungen anwenden, ehe er sich zur Zurückgabe dieses, und einiger anderer Dokumente entschloß, wobei er in lautes Geschrei ausbrach.

Das Schrecken, das dieser furchtbare Mann so lange verbreitet hatte, war so groß, daß bis zu diesem Augenblick niemand seine Freude zu äußern wagte, ob man ihn gleich abreisen sah. Da man sich aber durch diesen Vorfall von seiner völligen Ungnade, und von der Unmöglichkeit seiner Zurückkunft überzeugt hatte; so brach die öffentliche Freude in lauten Jubel aus. Von allen Seiten wurden nun dem König und der Königin eine Menge Dinge angezeigt, die jedermann, nur nicht ihnen, bekannt geworden waren, eine Menge Bedrückungen, Schändlichkeiten sogar, die am besten mit Stillschweigen zu übergehen sind.